

## **„Viele sehen einzig und allein den metaphorischen Rollstuhl“ Interview mit Evelyn Schmied-Wadda.**

### **Artur Gazda**

„Als ich letztens in die Bäckerei kam, begrüßte mich die Bäckerin mit den Worten: ‚Oh, Sie kommen heute schon zum zweiten Mal.‘ ‚Nein‘, sagte ich, ‚ich war heute noch nicht hier‘, und bekam zur Antwort: ‚Dann war das wohl eine andere Rollstuhlfahrerin.‘“

Auf diese Weise werden leider oft beeinträchtigte Menschen im Alltag auf ihre Behinderung reduziert. Viele nehmen sie nicht als Individuen wahr, sondern sehen einzig und allein den metaphorischen Rollstuhl (der in diesem Fall sogar noch unverwechselbar orange ist). Dabei sind RollstuhlfahrerInnen genauso „normale Menschen“ wie alle anderen. Sie haben ebenso Ziele, Erfolg, Freunde, Freundinnen, Spaß und Berufe. Wenn man eine Liste mit Gemeinsamkeiten und Unterschieden zwischen gesunden und behinderten Menschen, als die sie meistens bezeichnet werden, aufstellen würde, wären die Gemeinsamkeiten deutlich zahlreicher als die Unterschiede.

Außerdem geben laut einer Befragung der Statistik Austria aus dem Jahr 2006 etwa 41 % der österreichischen Bevölkerung an, eine Behinderung zu haben. Das ist fast die Hälfte! Demnach wäre jeder zweite Österreicher/jede zweite Österreicherin „nicht gesund“ bzw. „nicht normal“. Bei solch großem Anteil von „nicht normalen“ Personen sollte die Frage gestellt werden, was „Normalität“ denn überhaupt bedeutet.

Frau Mag.<sup>a</sup> Evelyn Schmied-Wadda sitzt aufgrund eines Verkehrsunfalls seit ihrem 16. Lebensjahr im Rollstuhl und sie schließt nicht ganz aus, dass sie vielleicht gerade wegen ihrer Behinderung so erfolgreich wurde.

Statt ihres ursprünglichen Vorhabens, Sport zu studieren, entschied sie sich für Psychologie und ist nun eine angesehene Psychotherapeutin. Sie war im Rehabilitationszentrum „Weißer Hof“ als klinische Psychologin tätig, hat seit 1997 eine eigene Praxis und ist „zu 100 % mit ihrem Beruf zufrieden“. Neben ihrer Berufstätigkeit hilft sie anderen Betroffenen in Workshop-Seminaren und hält Vorträge zu den Themen „Körperbehinderung“ sowie „Psychologie im Behindertensport“. Darüber hinaus arbeitet sie mit den Wiener Linien, dem Bundessozialamt sowie der Wr. Assistenzgenossenschaft zusammen. Zugleich blieb sie ihrer Leidenschaft, dem Sport, treu, indem sie Mitglied des Österreichischen Behindertensportverbandes und des Österreichischen Paralympischen Committees wurde. Als Leistungssportlerin in den Disziplinen Kugelstoßen und Diskuswerfen nahm sie bei internationalen Wettkämpfen wie bei den Paralympics 2000 in Sydney/AUS, den World Championships 2002 in Lille/FRA, den European Championships 2003 in Assen/NED, den World Wheelchair Games 2003 in Christchurch/NZL und den Paralympics 2004 in Athen/GRE teil und gewann in Sydney sogar eine Medaille.

Die Zeit nach ihrem Unfall erforderte von ihr viel Geduld und harte Arbeit. Aufgrund ihrer Querschnittslähmung musste sie das, was für viele keinen Aufwand bedeutet, in der Rehabilitationsklinik erst erlernen. Sich eine Hose anzuziehen konnte anfangs bis zu einer 3/4 Stunde dauern. Logischerweise musste die Wohnung anders eingerichtet werden und auch die Spontaneität verschwand zusehends, weil plötzlich alles organisiert werden musste.

„Sich einfach ins Bett zu legen, geht nun nicht mehr, es muss alles im Vorhinein geplant werden. Der Weg vom Rollstuhl ins Bett und umgekehrt ist ja recht umständlich und dauert lang, so muss ich mir alles, was ich brauche, schon davor zurechtlegen bzw. in greifbarer Nähe platzieren. Ich kann ja nicht einfach so aufstehen und schnell etwas holen gehen.“

Es ist kaum vorstellbar, wie belastend es sein muss, sich in einem permanenten Zustand des Organisierens und Planens zu befinden!

„Das ist ein innerliches Hindernis, womit man lernen muss zurechtzukommen“, erzählt Frau Schmied-Wadda. „Viel nervenraubender sind allerdings äußere Hindernisse, die plötzlich und unerwartet auftreten, die also nicht eingeplant werden können, wie z.B. Gehsteigarbeiten oder defekte Aufzüge.“

Genau wie in obiger Geschichte musste sie schon viele unangenehme Situationen erleben, weil dem Großteil der Bevölkerung „behindertenorientiertes“ Denken fehlt: Ein Museumsbesuch kam dadurch nicht zustande, weil der Lift nicht funktionierte und es keine andere Möglichkeit gab, das Museum mit einem Rollstuhl zu betreten. Zusätzlich war das Personal mit diesem Problem völlig überfordert und wunderte sich, dass Frau Schmied-Wadda zuvor nicht angerufen und ihren Besuch angekündigt hatte.

Ein ähnlicher Fall ereignete sich trotz vorheriger Nachfrage beim Buchen einesurlaubes: Die Interviewpartnerin erkundigte sich telefonisch, ob es in ihrer Wunschkategorie behindernde Treppen oder dergleichen gäbe, und ihr wurde versichert, dass dies bestimmt nicht der Fall sei. Als sie ankam, bemerkte sie vor dem Eingang zwei unüberwindliche Stufen, an die enttäuschenderweise niemand gedacht hatte, sodass sie gezwungen war, sich ein anderes Quartier zu suchen, was sich für eine Person im Rollstuhl nicht ganz einfach gestaltete.

Fehlende Sensibilität macht sich also überall bemerkbar, selbst bei unscheinbaren Umständen, wie zum Beispiel den bereits erwähnten Gehsteigarbeiten, die zwar das Begehen für Personen mit gesunden Beinen ermöglichen, die für andere aber eine große Herausforderung darstellen. Genauso ist es mit den alten Wiener Straßenbahnen: Ein Rollstuhl passt unmöglich durch die engen Eingänge. Erst die relativ neuen Niederflur-Straßenbahnen machen die Nutzung auch für querschnittsgelähmte Menschen möglich. Allerdings wird es noch lange dauern, bis sich ihre Anzahl so weit erhöht hat, dass sich die Wartezeiten von derzeit bis zu 40 Minuten verkürzt haben und man ruhigen Gewissens aus dem Haus „gehen“ kann, ohne sich Sorgen zu machen, dass man eventuell trotzdem mit dem Rollstuhl statt mit der Straßenbahn fahren muss. Solche Gegebenheiten bringen den Terminplan von Menschen mit Behinderung stark durcheinander, weil all die Planänderungen natürlich sehr viel Zeit kosten. Es sollten solche Bedingungen geschaffen werden, dass auch Menschen mit Beeinträchtigungen ihre Termine problemlos einhalten können. Ein wichtiger Meilenstein in Richtung Mobilität und Unabhängigkeit wurde mit technischen Entwicklungen gesetzt, die es ermöglichen, Autos trotz Behinderung fahren zu können.

Im Gesundheitswesen sind Schwierigkeiten ebenso gegenwärtig. Die erste Hürde besteht für Frau Schmied-Wadda darin, ÄrztInnen zu finden, die sich mit den Bedürfnissen und Merkmalen von spezifischen Behinderungen auskennen und deren Ordination rollstuhlgerecht eingerichtet ist. Das bedeutet natürlich großen Aufwand, sofern man keine Hilfe von anderen bekommt. Hier unterstreicht die Interviewpartnerin die Wichtigkeit des Kontaktes zu anderen Menschen mit ähnlichen Behinderungen, um Informationen, Anmerkungen und Hinweise teilen zu können. Viele Kontaktmöglichkeiten bietet beispielsweise der Sport. Dabei trifft Frau Schmied-Wadda auch auf SportlerInnen mit anderen Behinderungen, deren Erfahrungen sehr wertvoll für sie sind.

Eine weitere negative Seite ist die Tatsache, dass ÄrztInnen oft vergessen, dass behinderte Menschen genauso normal leben wollen wie alle anderen auch. Sie behandeln ihre PatientInnen aus ihrer Sicht, also auf eine Art und Weise, die vor allem für die ÄrztInnen optimal ist, anstatt eine Lösung aus der Perspektive der individuellen Person zu finden.

Frau Schmied-Wadda gibt zu bedenken, dass jede Behinderung andere Konsequenzen nach sich zieht. Bei einer Querschnittslähmung beispielsweise heilen Wunden im Fuß- und Gesäßbereich sehr langsam und sehr schlecht. Schon ein kleiner Kratzer kann sich schnell entzünden und zu größeren Problemen führen. Diese Empfindlichkeit erfordert einen sofortigen Arztbesuch (selbst bei kleinen Wunden) und äußerordentlicher Vorsicht bei alltäglichen Handlungen. Zudem ist die Funktionalität von Blase und Darm stark beeinträchtigt, sodass man mit Medikamenten und anderen Mitteln deren Entleerung kontrollieren muss. „Jeder muss seinen eigenen Weg finden“, erklärt die Interviewpartnerin und verweist wieder darauf, wie gut alles organisiert werden muss.

Da Frau Schmied-Wadda schon seit 30 Jahren im Rollstuhl sitzt, beobachtet sie Entwicklungen zu einer behindertensensiblen Gesellschaft in Österreich schon sehr lange und beurteilt den Fortschritt als zu langsam. Im Vergleich dazu sind die USA und England viel weiter, was die Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen betrifft. Während ihrer Besuche in diesen Ländern machte sie die Erfahrung, dass Gebäude dort behindertengerecht gebaut und die Menschen über Behinderungen sehr gut informiert sind. Die Interviewpartnerin betont, dass sie sich dort um einiges freier fühle als in Österreich. Was ihr hier fehle, sei die Möglichkeit, ungehindert entscheiden zu können. Zur Hilfsbereitschaft der Mitmenschen und der gesellschaftlichen Anerkennung meint sie zuversichtlich: „Es ist noch nicht dort, wo es hingehört, aber es geht schon in eine gute Richtung.“

Um diesen Prozess anzuregen und voranzutreiben, gilt es nach Frau Schmied-Wadda, in der Öffentlichkeit und in den Medien stärker präsent zu sein. Es ist ihr wichtig, dass Menschen mit Behinderung genauso behandelt und genauso angesehen werden wie Menschen ohne Behinderung. JedeR Einzelne hat eine eigene Persönlichkeit und einen eigenen Charakter. Deshalb sollten Beeinträchtigte nicht aus der Gesellschaft ausgegrenzt, sondern gleichgestellte Mitglieder sein. Mehr Präsenz in der Öffentlichkeit würde bestimmt dazu beitragen, dass diese Menschen nicht mehr zu einer Minderheit, sondern zu „ganz normalen“ BürgerInnen gezählt würden, weil man tagtäglich mit ihnen zu tun hätte.

Frau Schmied-Wadda berichtet von einer 15-minütigen Dokumentations-Serie über verschiedene Behinderungen, die täglich im britischen Abendprogramm ausgestrahlt wird. Dank dieser Sendung wissen die ZuseherInnen über Menschen mit Einschränkungen Bescheid und sind an sie gewöhnt. Über vermehrte Medienpräsenz und Aufklärung würde man auch die Scheu vor z.B. SpastikerInnen oder Gehörlosen verlieren. Das Problem mit diesen Behinderungen ist, dass die Betroffenen relativ undeutlich sprechen und es ZuhörerInnen unangenehm oder sogar peinlich sein kann, wenn sie diese nicht verstehen. Folglich würden solche Personen gemieden, was jedoch genau der falsche Weg sei.

Damit der Umgang mit „Andersheit“ Alltäglichkeit wird, gilt es die Blickrichtung zu verändern. „Denn die Perspektive ist die verkehrte!“, wie die Interviewpartnerin feststellt. „Es sollte nicht auffallen, wenn ein Gebäude behindertengerecht gebaut und eingerichtet wurde, denn dies sollte selbstverständlich, dies sollte Norm sein. Vielmehr sollte es auffallen, wenn ein Gebäude dies nicht ist.“

Unter einem „guten Leben“ stellt sie sich vor, barrierefrei leben zu können, gute Menschen um sich zu wissen – sprich solche mit positiver Ausstrahlung – sowie einen optimistischen Charakter mit einer optimistischen Lebenseinstellung zu haben, also ein offener, flexibler Mensch zu sein, der jung und frisch im Denken ist und sich immer weiterentwickelt, geistig, intellektuell und emotional.